Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1947)

Artikel: Die St. Mangenkirche und ihre Schicksale : zur Totalrenovation 1946

Autor: Edelmann, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die St. Mangenkirche und ihre Schicksale*

(zur Totalrenovation 1946**)

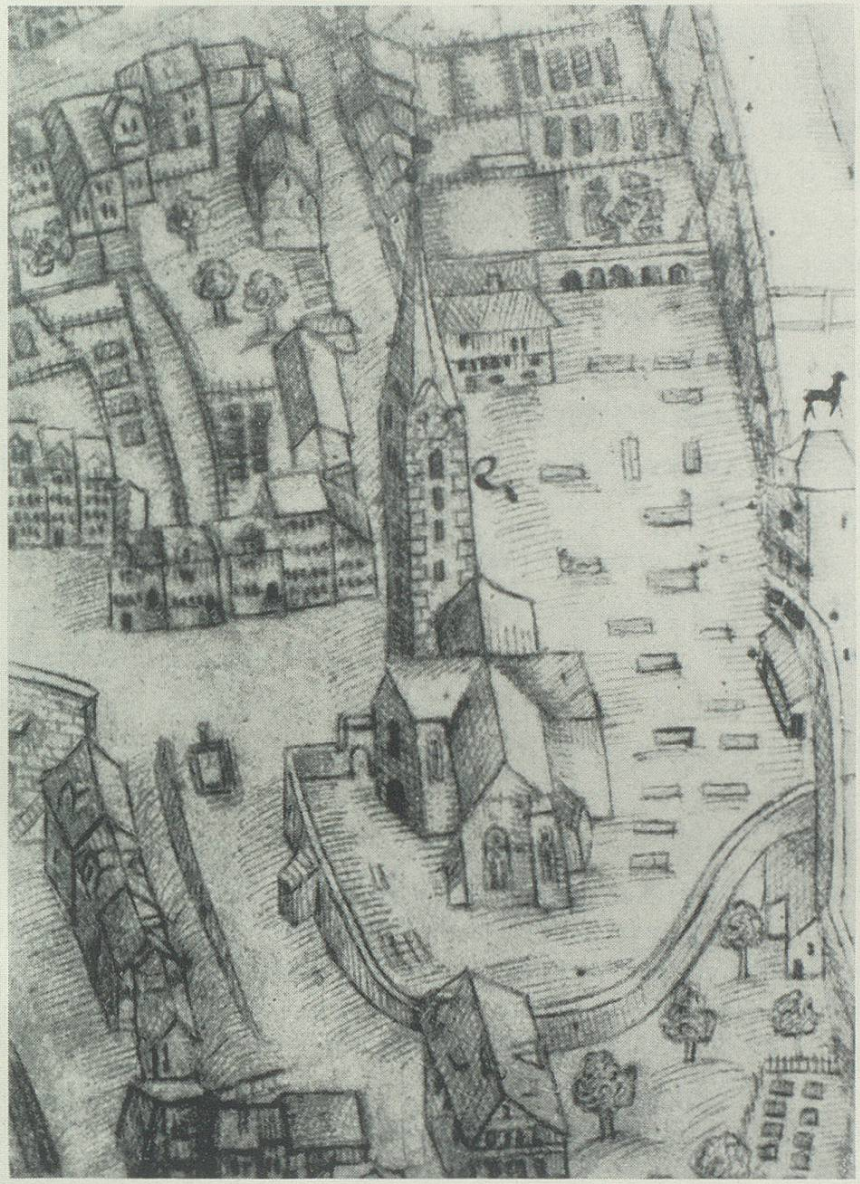


Abb. 1: Ausschnitt aus Pergamentplan der Stadt St.Gallen 1671 (Photo Keßler, Historisches Museum)

* und ** siehe Seite 54

Im ausgehenden 9. Jahrhundert, als angesichts der schwächlichen Regierung der letzten Karolinger die Normannen und Ungarn von Westen und Osten Mitteleuropa bedrohten und die Einheit des eben erst gebildeten Deutschen Reiches durch die Begehrlichkeit der Stammesfürsten, in unserm Lande durch die Schwabenherzöge, in Frage gestellt war, da kennzeichnete ein Zeitgenosse die allgemeine Unsicherheit mit dem Klagerufe: «Wehe dem Lande, dessen Herrscher ein Kind ist!»

Die Abtei St. Gallen, deren erste territoriale Entfaltung der stattliche Gotsbertbau von 830 augenfällig machte, wo Künste und Wissenschaften vielversprechend aufzublühen begannen, war nicht nur durch jene Zeitumstände mit überschattet, sondern sie war außerdem und im besondern bei der Ausbildung ihrer weltlichen Macht mit der kirchlichen Oberhoheit des Bischofs von Konstanz in Konflikt geraten.

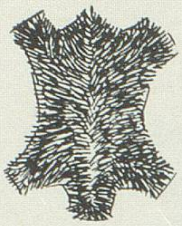
In solch bedrohlicher Lage erstand den beiden Stiften die überragende Gestalt Abtbischof *Salomons III.* (zirka 860–920), der zugleich die Reichspolitik mit starker Hand zu lenken berufen schien. Hervorgegangen aus anscheinend begütertem, schwäbischem Geschlecht, erzogen

* Die vorliegende, auf knappsten Raum beschränkte Studie soll keine Geschichte der Pfarrei St. Mangen sein (diese wurde 1898 von Pfr. Karl Pestalozzi in der Jubiläumsschrift «Die St. Magnuskirche 898–1898» geboten), sondern nur mehr eine Zusammenstellung der *Baudaten*, wie sie darin dokumentiert sind und sich neuestens am Objekt haben nachprüfen lassen (Tagblatt Nrn. 266 und 323). Leider sind die von Dekan Mayer (1884) gesammelten Notizen verlorengegangen. Benützt wurden des weitern hauptsächlich: Fäh A., Die hl. Wiborada und ihre Verehrung (2 Bändchen), 1926; Gantner J., Kunstgeschichte der Schweiz I, 1936; Gaudy A., Die kirchlichen Baudenkmäler der Schweiz II, 1923; Hecht J., Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes I., 1928; Meyer v. Knonau G., Ekkeharti IV. Casus (Mitteilungen XV.); Schlatter S., Baudenkmäler, 1922 (Seiten 234–242).

** Pläne und Bauleitung: Architekt E. Hunziker, Degersheim.

neben Notker, Ratbert und Tutilo in der sanktgallischen Klosterschule, ließ er zunächst seiner Lebenskraft und seinem Ehrgeiz die Zügel schießen, fühlte sich als einflußreicher Kaplan des Kaisers wohl in höfischen Intrigen, entschädigte aber diejenigen, die sich seiner Führung unterwarfen, mit fürstlicher Großzügigkeit, so daß Vadian ihn «ain guoten Cortisanen», Von Arx einen mächtigen Höfling nennt, und Ekkehard ihn nach seiner Vorliebe für Kunstreichtümer füglich Magnificus, den Prächtigen, hätte bezeichnen können. Mit 30 Jahren ward ihm der Abtsstab von St.Gallen in die Hand gegeben, im gleichen Jahre die Konstanzer Bischofsmütze aufs Haupt gesetzt; kraft dieser doppelten Würde überbrückte er gewandt den Graben, der sich zwischen den beiden kirchlichen Instanzen aufgetan hatte, und ließ durch königliche Dekrete die Rechtsstellung des Klosters umschreiben.

Trotz alledem oder vielleicht gerade aus dieser Haltung eines Mittlers erklärt sich der Eindruck, daß er sich vom Gallusstift zu distanzieren beliebte. Noch als Hofkaplan Ludwigs des Deutschen hatte er auf dem Irenhügel ein eigenes Haus erbaut[1]; um 890 begann er auf diesem «lustpüel nebend dem Schwarzwasser, auf welchem er sinen sitz vormalen gehept[2]», eine Kirche «zu Ehren und in der Form des hl. Kreuzes zu bauen, in welcher er (nachträglich?) einen Arm des heiligen Magnus recondierte[3]». Diese *Stiftung* erhielt am 13. Oktober 898 durch Kaiser Arnulf ihre offizielle Bestätigung, in welcher als «Titulus» freilich nur «Magnus, der Bekenner» figuriert[4]. «Um nun dieselbe durch einen feyerlichen Gottesdienst ansehnlich zu machen, verordnete Salomon mit Genehmigung der Klostergemeinde, daß darin 6 Geistliche, deren drey aus dem Kloster und drey Weltgeistliche seyn mußten, einen beständigen Gottesdienst und Chorgesang halten sollten; dazu wurden folgende Klostergüter bestimmt: die Kirche und



Gab es für die Urmenschen eine natürlichere Art der Bekleidung als die Verwendung von Tierfellen? Das Kürschnerhandwerk hat also eine alte Tradition; Form und Ausübung haben sich im Laufe der Jahrhunderte verfeinert.

Vom Pelzjäger zum Kürschner
Von USA. zu Vocka!

Die wohlige Geborgenheit im seidenweichen, vor Kälte schützenden Pelzmantel von Vocka ist wundervoll – ein Traum jeder Frau. – Der Kürschner, der sein Handwerk versteht, kann aus dem edlen Naturprodukt das schönste Stück Ihrer Garderobe schaffen.

Vocka

St. Gallen Marktgasse 20

Kobel

die Pfrund zu Bernhardzell mit den Höfen, welche zu beyden gehörten, die Höfe zu Sitterdorf und Goldach, die Huben zu Berg, Tegernau, Langrickenbach, Rötelen im obern Breisgau und die Kirche zu Höngg bey Zürich mit ihrem ganzen Vermögen. Dazu mußte der Propst von St. Mangen dem Convente jährlich am Tage dieses Heiligen (6. September) eine Mahlzeit geben und alle Jahre dem Abte, wenn er in den Krieg zöge, ein Packpferd mit einem Knechte stellen[5]». Die im 12. Jahrhundert neu einsetzende Dokumentierung erwähnt dieses salomonische *Chorherrenstift* bereits nicht mehr.

Während die maßgebliche Kaiserurkunde sich über die *ursprüngliche Anlage* und den Kreuzestitel ausschweigt, sind diese in der Tradition von Ekkehard[6] über Vadian[7] bis auf Josua Wetters «Einfältige Beschreibung 1642[8]» so nachdrücklich vermerkt, daß der Grundriß zu allen Zeiten als Specificum der St. Mangenkirche angesehen worden sein muß und man ohne weiteres denjenigen des heutigen Baues damit identifizierte[9].

Die anläßlich der Renovation von 1946 durch eine systematische Grabung durchgeführte Untersuchung des Baugrundes[10] hat nun zu einer überraschenden Korrektur, genauer gesagt Präzisierung geführt (und darin besteht das wertvollste Ergebnis der Nachforschungen): Megalithische Fundamentzüge, besonders im Chor und Westschiff, enthüllen innerhalb des heutigen Baues eine ältere Anlage kleinern Ausmaßes, welche als die ursprüngliche Salomonskirche anzusprechen ist. Auffällig freilich ist die Tatsache, daß sich als Element derselben nicht ein einfaches griechisches oder lateinisches Kreuz herausstellt wie zum Beispiel bei Riehen oder Reichenau-Oberzell, sondern ein in die Vierung des spätern Baues fallendes Quadrat mit vier eingezogenen Kapellen, die mit jenem zusammen zwar so etwas wie eine Kreuzform ausmachen,

allerdings mit in den Winkeln ausspringenden Ecken. Der Möglichkeit, daß es sich um einen Ableger kleinasiatischer oder griechischer Kreuzbasiliken[11] handeln könnte, bei denen bogenförmige Abschlüsse vorherrschten, steht eine Beziehung auf älteste englische Kirchen (7. Jahrhundert) gegenüber, wo der vermerkte Grundtypus sich augenfälliger wiederholt[12], wovon merkwürdigerweise in der Architekturgeschichte unseres Landes bislang keine Entsprechungen nachgewiesen werden konnten.

An die Stiftung Salomons knüpft sich auch das Schicksal der sanktgallischen Heiligen *Wiborada;* die Verehrung, welche die unmittelbare und spätere Nachwelt der Märtyrerin entgegenbrachte, überstrahlte sogar nachgerade den Ruhm des ursprünglichen Heiligtums.

Nach der Legende als Kind vornehmer Eltern bereits in jugendlichstem Alter einem weltabgekehrten Leben und der Richtung ihres geistlichen Bruders Hitto zugetan, soll sie auf einer Romfahrt entscheidende Eindrücke vom Inklusenwesen empfangen haben; anläßlich eines Besuches in St. Gallen habe ihr Bischof Salomon 912 «neben der Kirche des heiligen Georg ein kleines Häuschen» eingerichtet, in welchem sie «unter Gebeten, Nachtwachen und unermüdlichem Anflehen der göttlichen Liebe von Tag zu Tag in verdoppeltem Fasten den zarten Körper züchtigend, allein im Geiste lebte, während ihre Glieder verfielen»[13]. Am Pfingstfest 916 ließ sie sich von ihrem Gönner in einer kleinen Klause, «nach welcher sie sich ihr ganzes Leben lang gesehnt hatte», einsegnen und verschließen. Zehn Jahre später wurde sie, als die Ungarn das Kloster heimsuchten und da sie sich, gefestigt durch vorausgegangene Visionen, der Flucht geweigert hatte, erschlagen. Bereits vom ersten Gedächtnistage des Martyriums an (1. Mai 927) ist ihre Verehrung als einer Wundertäterin nachgewiesen; um 950 ließ Abt Kraloh ihre Überreste in

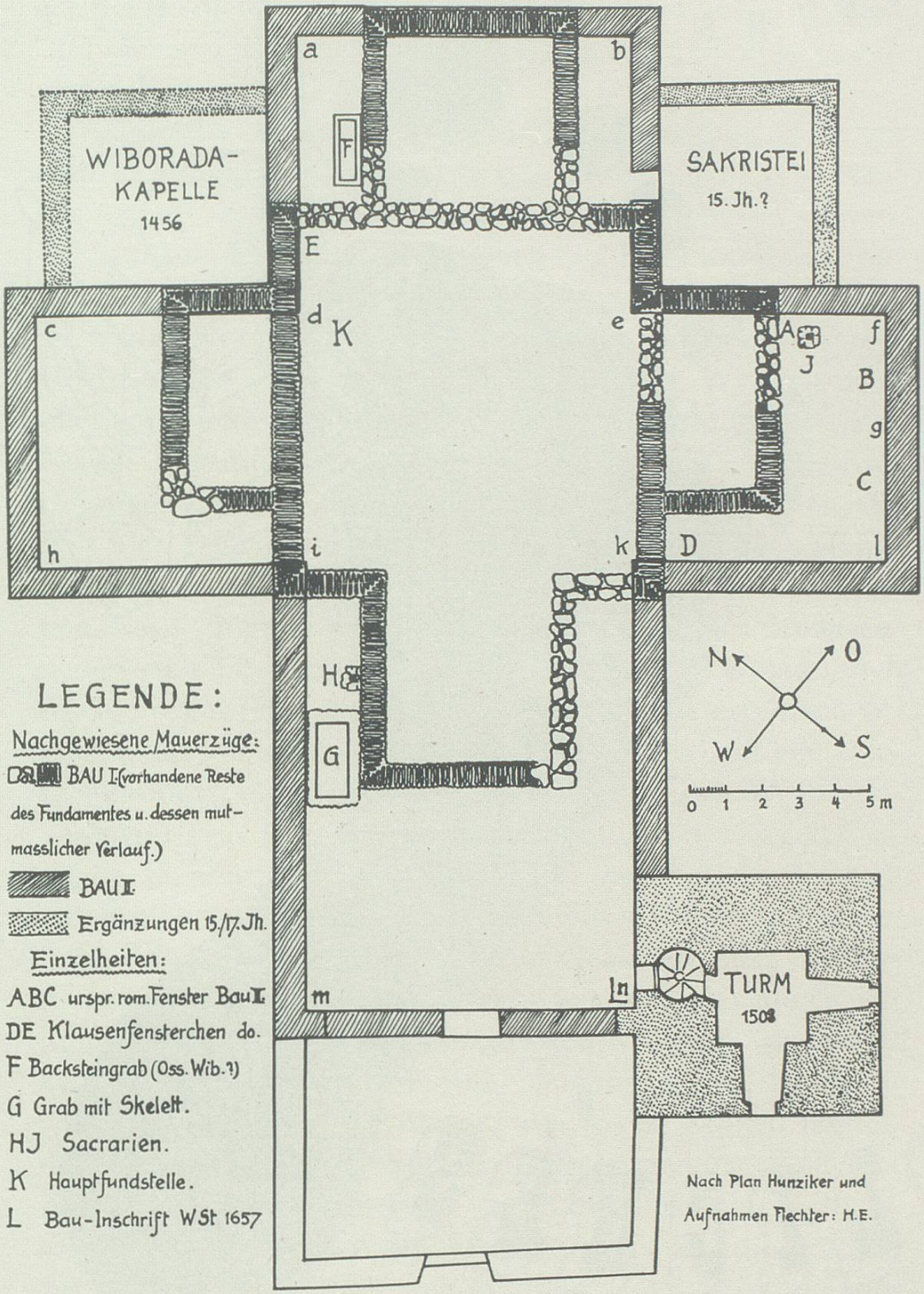
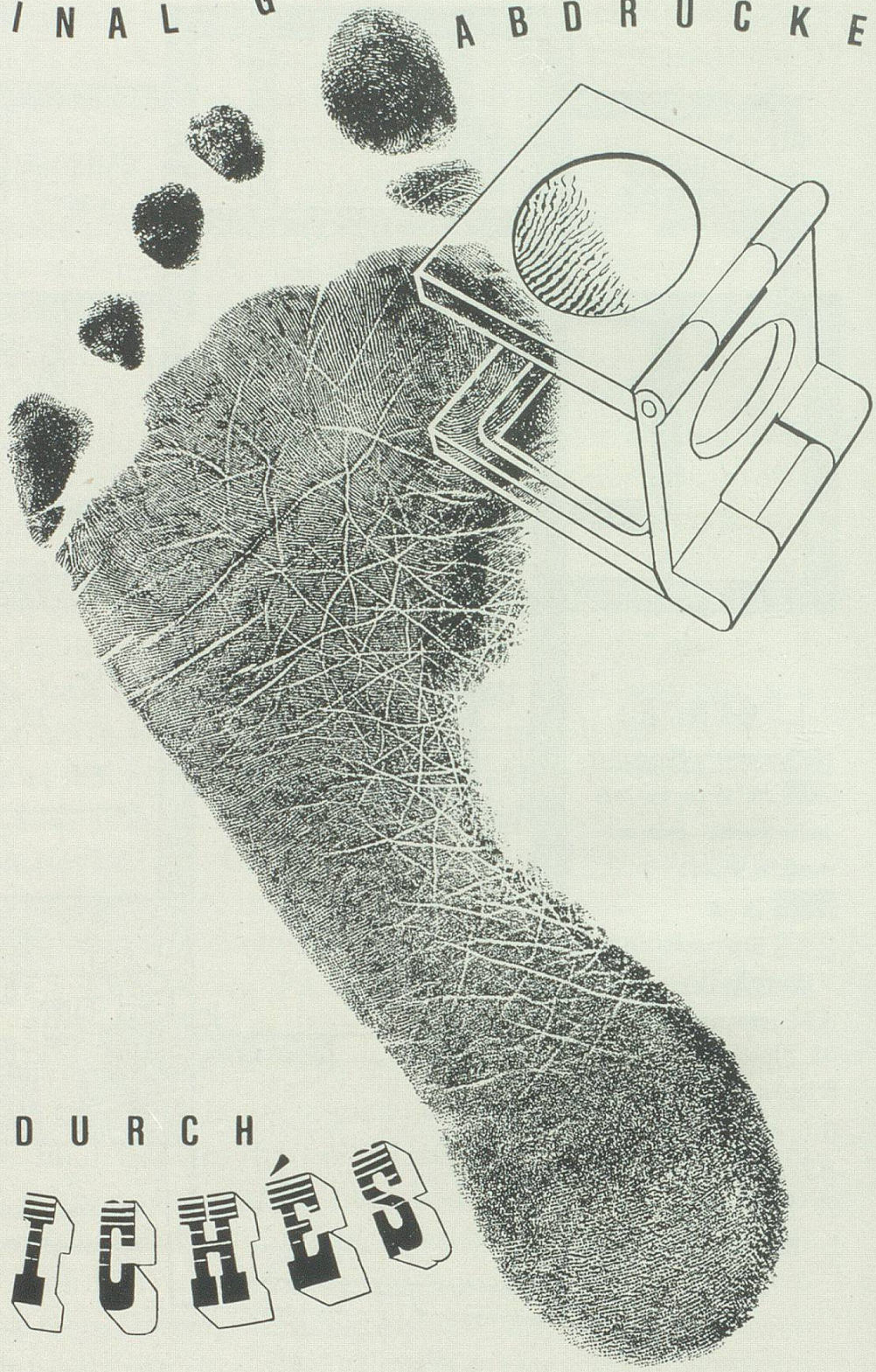


Abb. 2: Grundrisse

ORIGINAL GETREUE ABDRUCKE



DURCH CLICHÉS

Cliché-Anstalt Walter Nievergelt Gräbligasse 6/8 Zürich 1

Tel. (051) 32 78 85

das Innere der St. Mangenkirche übertragen, 1047 leitete Kaiser Heinrich III. ihre Heiligsprechung durch Papst Klemens II. ein.

Wiboradas Klause war in die zwischen dem östlichen und nördlichen Kreuzesarm der St. Mangenkirche einspringende Ecke (d) eingebaut. Nach der Regel wohnte die Insassin an einem Fensterchen mit Blick auf den Fronaltar dem heiligen Amte bei und empfing sie durch dasselbe die Kommunion. Sie war jedoch nicht die einzige Rekluse; die Tradition, welche übrigens Widersprüche offen läßt, berichtet von einer Rachildis, Kerhild, Bertrada, Gräfin Wendilgard und einer Schaffnerin Kebininga als ihren zeitweiligen Gefährtinnen oder Nachfolgerinnen, die teils hier, teils in der «obern Klause» zu St.Georgen wohnten, bis, an die Leutpriesterei anstoßend, der «Closnerinnen hus» eingerichtet wurde, in welchem das Inklusenwesen sich bis 1509 fortsetzte. (In St.Georgen hatte sich schon vorher eine «Samenung», ein Frauenklösterchen gebildet, das seit zirka 1470 auf dem Platze des heutigen Priesterseminars stand und die Überlieferung der Wiboradaverehrung bis über das Mittelalter hinaus wachhielt.)

Die Kanonisation der Wiborada, worüber die Prozeßakten nicht mehr vorliegen[14], muß entweder mit einem bereits aufgekommenen Zulauf zur Grabstätte der Märtyrerin in Zusammenhang gebracht werden, oder dieser war umgekehrt die Folge der kirchlichen Würdigung; unverkennbar ist damit auch eine Neufassung des Heiligenlebens in Beziehung zu setzen, welche der Mönch Heppidan 1073 aufsetzte[15]. Mit dem zunehmenden Kult der Klausnerin dürfte einerseits das Gedächtnis an den ursprünglichen Titelheiligen Magnus wie auch die Erinnerung an den Stifter Salomon verblaßt sein, andrerseits dessen Bau, der so etwas wie den Charakter einer Privatkapelle hatte, in seinen Dimensionen nicht mehr genügt

haben. Auch der Umstand, daß vom Chorherrenkollegiat weiter nicht mehr die Rede ist, dagegen vom 12. Jahrhundert an eine *Leutpriesterei* dokumentiert wird (allerdings erst 1166 mit Dekan Uodalricus, «Priester von St. Mangen[16]), deutet die Erhebung des Sacellums zur Wallfahrts- oder Gedächtniskirche an. Dies aber bedingte eine *Erweiterung* des Gebäudes, worüber allerdings aus den zeitgenössischen Aufzeichnungen, auch aus Heppidans Vita nicht die leiseste Anspielung zu entnehmen ist, würdigt doch Ekkehard IV. († 1060) nicht einmal die noch in seine Lebenszeit fallende Heiligsprechung von 1047. Der keineswegs sorgfältige Habitus des überlieferten Mauerwerks scheint zu bestätigen, daß dieses mit einer gewissen Eile und ohne besondern Aufwand, wohl aber unter Aufrechterhaltung der Kreuzesform im Grundriß aufgeführt worden ist.

Die Untersuchungen am heutigen Bestande des Kirchenkörpers[17] erweisen diesen *Bau II* als Werk der romanischen Epoche, und zwar in denkbar einfacher Ausführung. Die schweizerische Kunstgeschichte datiert diesen Stil seit 1032 und kennzeichnet ihn in seinen Anfängen als geradezu arm an Formen[18]. Das Urteil des Fachmannes[19] neigt dazu, innerhalb der Zeitspanne 1073–1166 das Baudatum möglichst spät anzusetzen, also vielleicht frühestens in den Anfang des 12. Jahrhunderts.

Hauptsächliche Anhaltspunkte bieten die drei ausgeschrägten Rundbogenfenster (ABC) im südlichen Querschiff, welche die neueste Renovation als Nischen wieder zur Geltung bringt, ferner die eben dort aufgedeckte Fensternische mit primitivem Gewände (D). Diese, mit ihrer stärkern Ausschielung auf der Nordseite, deutet, wie die zierlicher eingefaßte Öffnung (E) in der nördlichen Chorwand, auf das Vorhandensein von «Traditionsklausen» auch am zweiten Bau; beide haben noch den ursprüng-

lichen romanischen Verputz, von welchem rötlich übertünchte und sehr einfach ornamentierte Fragmente aus derselben Fundstelle (K) zutage gefördert worden sind, wie das halbe Epitaph, der Rest einer frühmittelalterlichen Sandsteinwange und das profilierte Eckstück einer weitern, anscheinend gotischen Platte. Daß beim zweiten Bau formierte Werkstücke zum Beispiel aus Tuff vom ersten Verwendung fanden, läßt sich an einem kleinen Eckquader feststellen, den man in der äußern Kante der sogenannten «Wiboradanische» gefunden hat; ausgerechnet die zwei nach älterer Art farbig überstrichenen Seiten waren eingemauert.

Der bedeutendste Beleg für die Gotik liegt in dem erwähnten Oberteil einer schweren Grabplatte vor, deren Frontfläche ohne Zweifel mit dem Stifterbild und zeitgemäßen Emblemen verziert war, die leider, sei es während der Reformation, sei es bei einem spätern Umbau, flüchtig abgeschrotet worden ist. Auf der Fase läßt sich die in kräftigen Minuskeln gefaßte Inschrift entziffern:

...hm(⁊) obiit / iohꝫ(ann)es ⸗ d(i)c(tu)s ⸗
bit(ter)li / p(res)b(yte)r ⸗ r(e)c(tor).. ecc(lesiae)

Sie bezeugt die Bestattung eines Leutpriesters Johannes Bitterlin († 1407?), von dem die Kirchenakten allerdings weit weniger überliefern als von seinem spätern Amtsbruder Johannes Rüttili (1433–1453), dem Stifter der Kaplaneipfründe und zähen Verfechter der Rechte seiner Kirche in einem Güterprozeß 1437–1441[20].

An der Nordwand des Hauptschiffes (G) ist ein Grab mit dem wunderbar erhaltenen Skelett eines alten Mannes in überaus würdevoller Haltung aufgedeckt worden. Da keine bezeichnenden Beigaben vorlagen, läßt sich nicht

entscheiden, ob es sich um die Überreste eines dieser Kilchherren handelt[21]; die Mauerstruktur der Grabeinfassung entspricht derjenigen eines Sacrariums im Südschiff (J) und der Außenwand der Sakristei.

Das 15. Jahrhundert brachte zunächst die Heimsuchung des großen Stadtbrandes vom 20. April 1418. «Do verbran die statt ze Santgallen und Irer vorstatt bis an xiiii hüser im Loch, darzuo Sant Gallen und Sant Othmars Münster, Sant Oswald, Sant Johans, Sant Salvator, Unsere Frowen ze der dunklen cappelle, Unser Frowen cappelle by dem hailgen grab, Sant Katherinen kirch und kloster und Sant Mangen kirch und ain stadel an Sant Mangen berg, und verbrunnent xxvi mentschen klin und groß[22]». Diese Chroniknotiz ist nicht buchstäblich zu verstehen; St. Mangen büßte das Dach und die Innenausstattung ein, und am Gemäuer waren noch bei den neuesten Untersuchungen dieselben Brandspuren festzustellen wie auf der Grabplatte, die unter dem heruntergefallenen Schutt ausgeglüht wurde. Mit dem Wiederaufbau in der herkömmlichen Form dürfte außer der Erweiterung von Fenstern die Stiftung zweier neuer Altäre im Zusammenhang stehen, welche Elisabeth ab Husen, «burgerin in der richsstatt S.Gallen ... in andächtiger begirde für iren liplichen bruoder Hanß Streiff von birbömli» 1420 samt der Dotation für eine Frühmeßpfründe einrichtete; derjenige auf der Evangelienseite (Nordschiff) war der heiligen Agatha, der andere auf der Epistelseite (Südschiff) St. Fabian und St. Sebastian geweiht[23]. Vermutlich geht auf diesen Anlaß der Einbau eines Chorgestühls an der Südwand (neben dem Doppelaltar) zurück, dessen Eintiefung in die Mauer augenscheinlich geworden ist (f-g).

Eine besondere Kaplanei begründete 1456 Johannes Rüttili «in der cappell, welche er nüwlich angefangen ze buwen zuonechst an der kilchen S. Magni», das heißt an

der Stelle der frühern Wiboradaklause. Man betrat sie durch einen Zugang vom nördlichen Querschiff (ohne Zweifel der festgestellte zugemauerte Bogen links von der Vierungsecke d) und hatte links ein Agnes-Altärchen, gradaus den Sarkophag der Märtyrerin in vergoldeter Holzschnitzerei vor sich[24].

1482, « Mentags nach S. Laurenzen tag schluog in der nacht das wetter in das gloggenhus zuo S. Mangen, das dozmol mitten uf dem kilchendach stuond und zerschitet es so gar, das man es anderst zimeren muost[25]». Aber schon 1505 legte man den Grundstein zum *Turm* an der damaligen Südwestecke, der «in drü jaren gebuwen ward under Magnussen Hetzer, gmainer statt buwmeister[26]». Nach dem ältesten Stadtprospekt in Stumpfs Chronik bestand die Glockenstube aus einem hölzernen Gaden mit stumpfem Zeltdach. Dem vorherigen Jahrhundert ist wohl auch die *Sakristei* zuzuweisen, die auf Franks Eisenstich (1596) sichtbar ist[27], auf dem Plan der St. Mangenanlage (1686) als «Treschkammer» (Archivraum) figuriert. Alle diese Ergänzungen dürften darauf zurückzuführen sein, daß mit dem nach dem Stadtbrand einsetzenden Ausbau der Irer-Vorstadt St. Mangen die bisher hauptsächlich für Gottesdienste benützte Gedächtniskirche in den Dienst der Pastoration gestellt und für die Casualien in Anspruch genommen wurde (z. B. Taufrecht neben St. Laurenzen).

Die an sich schmucklose Kirche scheint so, rechnen wir noch die Geräte und Paramenten hinzu, mit dem Ausgang des Mittelalters eine nicht unbedeutende Ausstattung erhalten zu haben; der Bildersturm, welcher zum Beispiel an der St. Laurenzenkirche glimpflich vorbeigegangen war, räumte, wie der zuständige Chronist Hermann Miles aus eigener Anschauung erzählt, zu St. Mangen gründlich aus: «Als man zalt 1528 jar am 27. tag februarii hand

Die kunstvolle griechische Töpferei war im ganzen Orient bekannt. Großen Ruf genossen die griechischen Vasenmaler. Die aufgefundenen alten Gefäße lassen vor unsern Augen die Geschichte ganzer Völker entstehen.

Unsere Zeit vernachlässigt die alte Kunst der Töpferei nicht. Die edlen Formen wiederholen sich. Die Freude an schönem Geschirr läßt uns den Menschen und Künstler erkennen.

WETTACH GOLIATHGASSE

die (das heißt die Kirchgenossen) von S. Mangen us verwilligung m. h. (miner herren, das heißt des Rates) tafflen (Altarbilder) und bilder (Heiligenfiguren) us irer kilchen tuon und zuo stucken alls zerschitet, und was nit von brettern guot ist xin, das ander als zuo verbrennen dem mesmer geben, das krantzwerch verschenckt, glich darnach die altär und das sacramentshüßly sampt S. Wibraten und S. Rachilden greber ußgenommen, den fronaltar gantz hinweg tuon, die ban (gebeine), so man haltum genempt, ußgeschütt . . .; darnach verkofftend die kilchenpfleger alle meßgewand und albentüecher, corboral (Hostienunterlage) und S. Wibraten sarch, was holzy und vergult, ward umb 3 batzen, ist um 20 fl nit gemacht worden (das heißt kostete bei der Anschaffung seinerzeit über 20 Gulden). Demnach nomend m. h. 5 silberne vergult kelch, S. Mangen arm, was die hand silberin, der arm kupfery und vergüldt, S. Wibraten hopt, was och silbery und die brust kupfery und übergüldt; ain silberis becherly, hat Hug von Watt dargeschenckt und sunst 2 krütz mit silber beschlagen, darzuo ettlich monstrantz, zwo kupfery und übergült, die ander mösi (messingen), ain silberi büchsli zum sacrament und ain silbery büchsli zum öl, das hand sy geschmelzt und gemüntzt und um gotzwillen geben. Die ban, so man haltum nant, wüssent sy wol, wo sy es hingetuon habend» (das heißt sie wurden heimlich bestattet). Johannes Keßler[28] fügt seinem knapperen Berichte bei, daß den Kirchgenossen zu St. Mangen «hernach ein loffender brunnen an mittler halden uffgetüchlet und zuoglaitet worden ist, wie vor ogen».

Nach der Reformation war der bauliche Unterhalt Sache des städtischen Rates. 1568 erhielt der Turm ein steinernes Glockenhaus und einen Spitzhelm mit wohl grün- und weißglasierten Ziegeln; der Steinmetz Wolfgang Fögeli hat sich an der Gesimsverkröpfung mit Werkzeichen und Initialen

Abb. 3: Grabplatte des Presbyters Johannes Bitterlin (Photo Keßler, Historisches Museum)

samt Datum verewigt[29]. 1601 stattete man das Chor mit dem in hübscher Spätgotik gehaltenen, tulpenförmigen Taufstein, 1602 die Wände mit Sprüchen aus, wie solche in schwarzer und späterer roter Schrift zum Vorschein gekommen sind. Eine entscheidende Veränderung erfuhr das Hauptschiff auf der Westseite 1657, indem Werkmeister Hansjörg Stäheli dasselbe bis zum jetzigen Abschluß verlängerte und in dem neugewonnenen Raume die Frauenempore einrichtete. (Auch die Männerempore im Nordschiff dürfte damals entstanden sein; denn sie ist 1676 nachgewiesen[30].) Die damals im Innern angesetzten Pfeiler markieren somit die Ausdehnung des ursprünglichen Baues II; derjenige auf der Südseite trug am Gesimse den Bauvermerk H St 1657 und war zum Teil aus respektablen Werksteinen von ältern, gotischen Fenstern gefügt[31]. Mit 1658 endlich ist die Renaissance-Kanzel datiert; in der Inschrift:

R B(artholomäus) · SCHOB(inger) · MED(icinae) · D(octor) · P(ortator) · F(eudi)AEDILIS

(= R Bartholomäus Schobinger, Dr. med., Lehentrager, Bauherr)

weist die zweitletzte Bezeichnung auf ein damals formell noch bestehendes Abhängigkeitsverhältnis von Stadtburgern zum Stift hin[32].

Mannigfaltig waren die Schicksale der *Wiboradakapelle:* 1567 bestimmte man sie zur Aufnahme von Vadians Bücherei und veränderte man vermutlich den Zugang, wie sich dies neuestens feststellen ließ (Einbau eines massiven Sandsteingerichts mit Oberlicht in die frühere Bogentüre). Als die Bibliothek 1614 ins Kathrinenkloster verlegt wurde, war der Raum wieder frei, so daß 6 Jahre darnach das Collegium musicum ihn in Beschlag nehmen konnte[33]; Stadtarzt Bernhard Wartmanns Notiz, wonach die « Musikliebhaber sich dieser Gewölber bis 1780 bedienten», läßt vermuten, daß auch die Sakristei in diesen Zweck eingeschlossen war oder von 1776 an als Ersatz diente, weil damals nach einem Erdbeben das Wiboradagewölbe abgetragen werden mußte[34].

1790 stellte der genannte Gewährsmann der Kirche das Zeugnis aus, daß «sie nicht gar groß, doch schön und wohl gebaut» sei; 1837 jedoch beklagte sich die Kirchenvorsteherschaft, welche immerhin den kunstgeschichtlichen Wert des Baukerns erkannte, über den «trümmerartigen Zustand, in welchem die Kirche eher einer Scheune als einem Tempel ähnlich» erscheine. Wirkliche Verbesserungen bedeuteten bei dem zwei Jahre später vorgenommenen Umbau der Abbruch der Männerempore, die Verlegung des Haupteinganges in die Westfront und die Ausgestaltung derselben zu einer eigentlichen Fassade; ob von der Modernisierung von Fußboden, Wänden, Decke,

Fenster- und Türöffnungen dasselbe zu sagen ist, bleibe dahingestellt. Die Rücksichtslosigkeit des technischen Jahrhunderts erwahrte sich 1876/77, als bei der Einrichtung der ersten Heizung und Aufstellung einer neuen Orgel im Chor am Fundament der ursprünglichsten Anlage die brutalsten Eingriffe erfolgten, ohne daß man das damals Entdeckte auch nur einer spärlichen Notiz gewürdigt hätte.

Die neuesten Grabungen haben namentlich in unmittelbarer Nachbarschaft der Süd- und Westmauer zahlreiche Knochenfunde feststellen lassen. Schon vor 1388, wo erstmals ein *Friedhof* von St. Mangen dokumentiert ist[35], muß der Irahügel als Begräbnisstätte gedient haben, was sein Sandboden von jeher nahegelegt haben mag. 1568[36] wurde nach Aufhebung der betreffenden Anlage bei Sankt Laurenzen die Umgebung von St. Mangen zum Gottesacker bestimmt, dabei für die Leichen der Prediger, Kinder und Wöchnerinnen besonderer Raum vorbehalten[37]. Wo sind, abgesehen von einigen wenigen Resten, die zahlreichen steinernen, eisernen, hölzernen Grabzeichen von über drei Jahrhunderten hingekommen, die allein schon eine Mustersammlung verschiedenster Stile geliefert und spätern Geschlechtern eine erbauliche Erinnerung an ihre Vorfahren bedeutet hätten? Eine anschauliche, pietätvoll empfundene Reminiszenz aus der guten, alten Zeit muß uns für das entschädigen, was falsch verstandener Fortschritt noch in den letzten Jahren beseitigt hat: «Über dem Friedhof von St. Mangen wehte, bis zu seiner Umwandlung in einen etwas dürftig geratenen Park, der Geist des Biedermeiers. Urnen aus grauem oder rotem Sandstein, halb bedeckt mit täuschend nachgeahmten, faltenreichen Tüchern, in Marmor gemeißelte Trauerweiden über tröstenden und klagenden Bibelworten, steinerne Verzierungen in überspitzter Gotik . . . Wenn ich

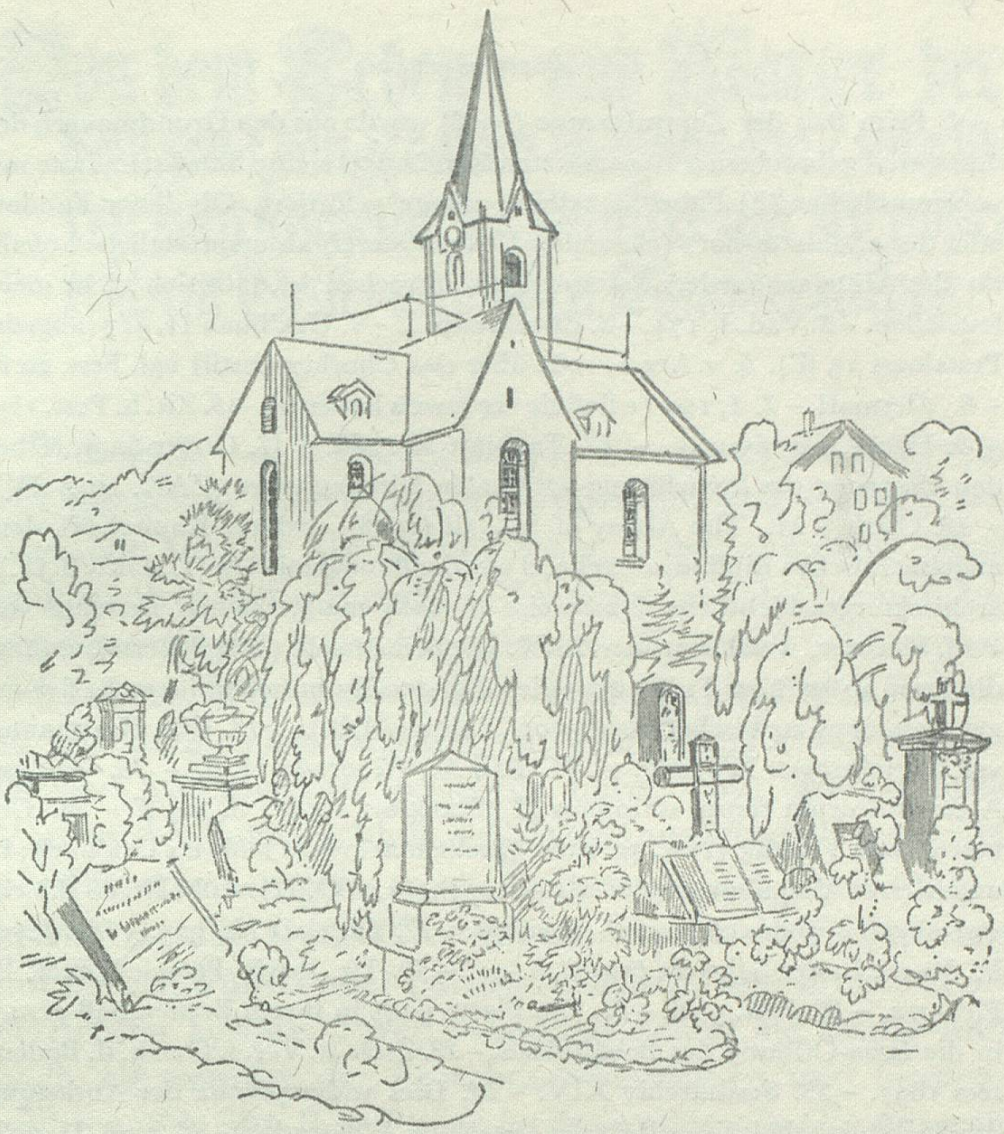


Abb. 4: Zeichnung von J. J. Rietmann 1862 (Historisches Museum)

zurückdenke an den Friedhof zu St. Mangen, sehe ich ihn vor mir als einen Garten ewiger Ruhe, erhebend in seiner Schlichtheit und Stille. Sonnenstrahlen fielen durch das Astwerk schirmender Bäume auf die Marmortafeln, und auf den Zehen schlich das Kind erschauernd zurück zu den Gräbern der andern[38].» *Heinrich Edelmann*

Anmerkungen

1. Beim Bau der Zentralgarage (1938) wurde aus den Grundmauern des daselbst abgebrochenen Hauses «zum Kirchhügel» eine Sandsteinplatte mit vorromanischer (?) Fabeldarstellung zutage gefördert. Ob dieser Fundort oder der «Schlatterhof» (ehemalige Leutpriesterei) als ursprüngliche Lokalität des Absteigequartiers Salomons anzusprechen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. – *2.* Vad. I, 174. – *3.* Ekkeh. cap. 4. – *4.* Urk'buch II, 317 (abgedr. Pestalozzi 15 ff.). *5.* v. Arx I, 108; über das Chorherrenstift vgl. Pest. 20 ff. – *6.* Viermal! – *7.* I, 174 («ließ sie creüzweis bauen»). – *8.* Zit. b. Pest. 129. – *9.* Hecht, Gaudy usw. – *10.* Tagblatt Nr. 266. – *11.* Guyer Sam., Über den Ursprung des kreuzförmig-basilikalen Kirchenbaues (ZAK. 1945 IV). – *12.* Clark J. M., The Abbey of St.Gall (1926), widmet Kapitel III dem angelsächsischen Einfluß, ausgehend von der Bonifazmission (1. Hälfte 8. Jh.); architekturgeschichtliche Nachweise in dem maßgeblichen Berichte von Prof. Fiechter, welcher in der ZAK. erscheinen soll. (Möglicherweise führt die Spur außer über Fulda über die besonders freundschaftlichen Beziehungen Salomons zu Bischof Hatto von Mainz (ADB.). – *13.* Vita Hartmanns, vgl. Mitteilungen XV, 226. – *14.* Fäh A., Wiborada II, 8. – *15.* Goldast, Alamannicorum rerum scriptores II (Frankfurt 1606), S. 323 ff. – *16.* Der betreffende Vertrag (Pest. 42 ohne Quellennachweis) fehlt im Urk'buch; in undatierten Vergabungsnotizen des 12. Jh. (a. a. O. III. Anh. Nr. 88 ff.) ein «presbyter» und «plebanus» erwähnt. – *17.* Tagblatt Nr. 323. – *18.* Meyer P., Kunst in der Schweiz (1945) S. 41. – *19.* Dr. Erwin Poeschel, Prof. E. Fiechter. – *20.* Pest. 51 ff. – *21.* Die Platte paßt in ihrem Breitenmaß genau in die *Innen*-Öffnung des Behältnisses. – *22.* Zsch. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees 1897. – *23.* Stadtarchiv XIV. – *24.* Dies widerspräche der Auslegung des Backsteinbehältnisses F als des Ossariums Wiboradae. – *25.* Vad. II. 306. – *26.* A. a. O. 395. – *27.* Die falsche Stellung des Turmes auf dieser Darstellung (frontal vor der Westwand) kehrt bei weitern Stadtprospekten des 17. Jh. wieder. – *28.* Keßler, Sabbata 282. – *29.* Über diesen Werkmeister vgl. Schlatter im Nbl. 1946 von E. Steiger (Anhang). – *30.* Baudenkmäler S. 240. – *31.* Man scheint damals mit den immer unproportionierter werdenden Fensterausbrüchen den Anfang gemacht zu haben. – *32.* Moser-Nef K., Freie Reichsstadt St.Gallen II (1931), S. 681 (der Schiedsspruch 1560 behielt das Recht von Stadtburgern vor, über Stiftslehen vor Rat zu testieren). – *33.* Genaueres bei Pest. 107. – *34.* Vgl. Fäh a. a. O. 54; auf der Stadtscheibe 1656 (Pest. 101) fehlt sie bereits. – *35.* Ablaßbrief Bischof Heinrichs. – *36.* Zusammenhang mit der Kanzelstiftung durch den damaligen Stadtarzt? – *37.* Pest. 123. – *38.* August Steinmann in «Die Stadt St.Gallen» (1944) S. 21.